

Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Freitag, 29. Dezember 1967

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach an der Riß

Nr. 2 / 10. Jahrgang

Biberacher Orgel- und Instrumentenbau

Ein interessanter lokalgeschichtlicher Streifzug durch die oberschwäbische Orgelbaukunst

Anlässlich des 70. Geburtstages, den der früh verstorbene Orgelbaumeister Albert Reiser am 9. Oktober 1944 in Biberach feiern konnte († 1947), brachte das „Biberacher Tagblatt“ in Nr. 237 eine Notiz, die das Jahr 1501 als den Anfang des Biberacher Orgelbaues bezeichnet.

In der einstigen Freien Reichsstadt Biberach, die schon im Mittelalter durch regen Gewerbetreib und Handel überall bekannt war, erhielt auch die alle Menschen beglückende Musik eine Stätte hervorragenden Schaffens.

Eigentlich müßte diese Arbeit beginnen mit einem Abschnitt über den früheren Glockenguß in Biberach. Da jedoch hierüber schon verschiedene Veröffentlichungen vorliegen, sei zur Vermeidung von Wiederholungen verwiesen auf „Die Glockengießer von Biberach“ („Anzeiger vom Oberland“, Nr. 21 vom 25. Januar 1934), insbesondere auf die aufschlußreiche Abhandlung von Marga Schwoerbel „Biberacher Glocken aus fünf Jahrhunderten“ in „Schwabenland“, Beilage der Schwäbischen Zeitung, Nr. 120, vom 26. Mai 1965.

Aus historischen Gründen ist seit Jahren im Festzug des Schützenfestes eine Glockengießergruppe vertreten. Für das Schützenfest 1966 erhielt sie eine in Heilbronn gegossene Schützenfestglocke mit den Wappen der einstigen Biberacher Glockengießerfamilien. Zur Erinnerung an frühere Glockengießer bestehen in Biberach auf dem Mittelberg der Kißlingweg, Schmelzweg und Volmarweg. Der Zollerweg ist benannt nach den letzten Glockengießern Konrad, Karl und Anton Zoller. Von 1842 bis 1906 haben sie insgesamt 1122 Glocken gegossen, die sich durch Formschönheit und besonderen Wohlklang auszeichneten. Bei den Söhnen arbeitete Johann Hahn, der dann 1899 in Landshut ein eigenes Geschäft gründete, das sich guten Ruf schuf.

Auch die Orgelbaukunst fand in Biberach früh Eingang. Dem Vernehmen nach soll die Chronik des Malers und Stadtrechners Lukas Seydler († 1630), von der die Bände II und III leider in Verlust geraten sind, auch Namen von Orgelbauern enthalten. Die Zahl der nachweisbaren Orgelbauer ist zwar nicht bedeutend. Jedoch geben trotz weniger Quellen die folgenden Zeilen einen kleinen Beitrag zu dem noch unerforschten Gebiet oberschwäbischer Musikgeschichte.

Nicht ausgeschlossen ist es, daß die um 1490 erbaute Orgel, die als die erste Hauptorgel auf die Westempore der Biberacher Stadtpfarrkirche zu stehen kam, von einem stadtsässigen Meister erstellt wurde. 1501 bleibt Wilhelm Eykstetter vier Jahre steuerfrei, weil er die Orgel instand halten muß. Das Biberacher Bürgerbuch berichtet kurz folgendes: „1501 Meister Wilhelm Eykstetter Orgelmacher wurde mit Bedingung der Freysiz allhier gestattet“. 1506 baute er in Schaffhausen.

Einem Ruprecht Eckstetter (Eykstetter), wohl einem Bruder oder Verwandten des Wilhelm Eykstetter, wird 1506/07 die kleine Orgel im Münster von Konstanz verdingt. Eine andere Nachricht sagt hierüber, daß Meister Ruprecht organarius und wohl auch organista, seit 1507 wohlbestallter Orgelbauer des Stiftes Konstanz, „das kleinwerck im munster zu Konstanz renoviert“ hat. 1513 oder 1513/15 baut er die Chororgel in St. Gallen. Dagegen unterliegt er 1516 zu Konstanz dem „Maister Hansen (Schentzer) von Stuttgart ytz zu Straßburg“, so daß dieser das kleinere Orgelwerk und die teilweise vom Brand zerstörte stättliche Orgel über dem Haupteingang des Domes zu Konstanz wieder in Stand setzen darf. Und 1522 ist ihm (Eckstetter) „die orglen Sant Lorentzen“ in St. Gallen um 400 fl. verdingt worden, die aber im „1529 jar in der vasten wider abgebrochen“ wurde. Eckstetter ist 1527 verstorben, während der Arbeit an der Orgel von Kayserberg (Oberelsaß), wo der bekannte Kulturphilosoph, Theologe, Missionsarzt und Friedensnobelpreisträger Prof. Dr. Albert Schweitzer geboren wurde († 1965).

Aus dem Biberacher Bürgerbuch wird uns weiter kund: „1595 d. 13. May Peter Khöttinger Orgelmacher, mit Anna, Anna Tuchschererin Tochter, verbürgt mit Caspar Striegel, Kieffer“. Meister Peter Kettinger fertigte 1603 eine Orgel für die neue Schloßkapelle zu Hechingen. Er wurde dann von Graf Eitel Fritz von Hohenzollern auch der Stadt Riedlingen empfohlen. Weiter hat 1595 ein Martin Kettinger die Orgel zu Schussenried ausgebessert. Das Rückpositiv einer späteren Orgel in Schussenried fertigte um 1736 ein Orgelmachers Joseph Gabler (1710 — 1771), zur Frau bei Memmingen.

Zuletzt ist am 18. November 1628 in Weingarten von einer kleinen Orgel (Regal) die Rede, die ein Johannes Kettel (Kettinger?) um 200 fl. zu bauen hatte. Kettel stammte aus Thüringen.

Die „Warthausische Heiligen Rechnung pro Anno 1721“ zählt am 19. August dem „Schuelmeister“ zue Biberach „wegen orgel zu stellen und zurichten“ 5 fl. 40 kr. Es war dies der „Teutsch Kath. Schuelmeister“ Andreas Eschenlohr. Seine Arbeit bestand in der Fertigung einer neuen Windzuführung; weiter hatte ein ungenannter „Mahler“ die blinden Pfeifen zu „versilbern“. Eschenlohr erwarb nach anscheinend 13jähriger Lehrtätigkeit in Biberach am 30. Juni 1729 für sich, seine Frau Viktoria Isabella und seine acht Kinder das Bürgerrecht, das ihn 40 fl. kostete. Am 19. Mai 1756 starb er. Seine Tochter Cäcilia († 1757) heiratete 1754 den katholischen Magister Ottmar Jakober († 1796), der dann in zweiter Ehe (1758) die Maria Margaretha Anna Ernestina Gablerin von Ochsenhausen († 1778), die Tochter des bekannten schwäbischen Orgelmachers Joseph Gabler (1700 — 1771) zur Frau nahm.

Nicht näher bekannt ist jener Johann Michael Müller aus Biberach, der laut Warthausener Heiligenrechnung von 1785 am 2. Juni für ein in die Schule nach Warthausen geliefertes Positiv den Betrag von 50 Gulden quittiert.

Zwar nicht in Biberach ansässig, so doch hier 1779 geboren ist Orgelbauer Georg Christian Knecht, ein Sohn des Biberacher Musikdirektors Justin Heinrich Knecht (1752 — 1817). Knecht, der im schönsten Mannesalter 1820 zu Mainz starb, fertigte für seinen Vater ein kleines trag-

bares Orgelwerk. Zu einer Orgel für die Magdalenenkirche seiner Vaterstadt reichte er 1803 einen Kostenanschlag ein. Ob die Erstellung verwirklicht wurde, läßt sich nicht angeben, weitere Belege konnten nicht gefunden werden.

Biberach war anstelle des 1906 leider erloschenen Glockengießergerwerbes Jahrzehnte zuvor wiederum zu einer Stätte des Orgelbaues geworden, gegründet 1838 durch Orgelbauer Konrad Schefold (mitunter auch Scheffold geschrieben). In Betzenweiler im heutigen Kreis Saugau 1804 als Schreinersohn geboren, kam er aus Ehingen (Donau), wo sein um acht Jahre älterer Bruder Clemens ebenfalls als Orgelbauer ansässig war. Beide dürften bei dem Orgel- und Instrumentenbauer Anton Heitele in Betzenweiler, der wahrscheinlich 1853 nach Amerika ausgewandert ist, das Orgelbauhandwerk erlernt haben. Clemens Schefold ersetzte die Orgel in Unlingen, die 1775 von Orgelbauer Josef Gabler repariert worden war, 1827 durch eine neue, zu der 1834 zwei neue Register hinzukamen.

Mit Clemens Schefold, dessen Sohn Ludwig in Beckenried, Kanton Unterwalden (Schweiz), Orgelbauer und Organist wurde, führte die Stadt Biberach einen Prozeß, weil der von ihm und seinem Bruder Konrad 1838 durchgeführte Umbau der Hauptorgel nicht befriedigen vermochte, ja als mißlungen bezeichnet werden mußte. Die Orgel war von Orgelmacher Joseph Höß aus Ochsenhausen 1777/78 erstellt worden. Konrad Schefold in Biberach befaßte sich auch mit dem Bau von Klavieren. Außerdem fertigte er Zittern, Gitarren, Violinen, „Bortenmacherschützen und Weberschiffchen“.

Die Brüder Clemens und Konrad Schefold starben beide im Jahr 1868. Die Stammfolge des Konrad Sch. in Biberach — sein 1845 geborener Sohn Josef Alois verschied 1893 in Schwaigern als Oberförster — endete 1901 mit Orgelbauer Johann Baptist Sch. Er hatte einen Teil seiner Gesellenzeit bei der bekannten, 1786 gegründeten Orgelbaufirma E. F. Walcker & Cie. in Ludwigsburg verbracht. Die nächste Generation erlosch schon 1905 mit Orgelbauer Christian Adolf Schefold. Seine Nachkommen wählten andere Berufe.

Aus den Anfängen der Orgelbauanstalt Reiser

Nach dem Tode des Adolf Schefold gründete Orgelbaumeister Albert Reiser 1906 in Biberach ein neues Geschäft, das zunächst bei Altarbauer Winter Unterkommen fand, bis es 1908 in der Raustraße eigene Räume beziehen konnte. Albert Reiser wurde 1874 in Beuren bei Überlingen geboren. Der Lehrer des Heimatdorfes erkannte das feine Musikgehör seines Schülers und gab ihm Unterricht im Violinspiel. Eine Orgelreparatur in der Dorfkirche entschied die Berufswahl. Albert Reiser erlernte nun bei der Orgelbauanstalt X. Mönch in Überlingen den Orgelbau. Bald nach Beendigung der Lehrzeit führte der Weg der Wanderschaft den Gehilfen in verschiedene Werkstätten von bedeutenden Firmen, um sich weitere Kenntnisse zu verschaffen. Er arbeitete zunächst bei der Firma F. X. Späth-Ennetach bei Mengen, sodann bei den Firmen Binder & Siemann, Regensburg und München, Gebr. Mayer, Feldkirch-Altenstadt. Von hier aus führte ihn die Erledigung von Arbeiten in den Kanton Graubünden, nach Südtirol, an die schöne Adria und nach Krain. Hernach stand der Gehilfe in Arbeit bei Anton Kiene, Waldkirch im Breisgau, Goll & Co., Luzern, Ignaz Weise, Passau (jetzt Plattling), Emil Heerwagen, Weimar, (wo mit großem Erfolg Schleifladenorgeln gebaut werden), und zuletzt bei Martin Schlimbach, Würzburg.

Durch Schaffensfreude erworbene Fachkenntnisse gaben den Grundstock zur Selbständigmachung in Biberach. Strebsamkeit und Tüchtigkeit machten den Namen Reiser rasch bekannt

und brachten ehrende Aufträge, so daß bis zum Tode des Altmeisters (1947) mehr als 200 Neu- und Umbauten hatten entstehen können. Drei zu tüchtigen Orgelbaumeistern ausgebildete Söhne führen das Geschäft nach dem Vorbild des Vaters mit großen Erfolg weiter.

Im Juni 1963 konnte Orgelbauer Reinhold Fritzenschaf aus Winterstettendorf zusammen mit anderen jungen Handwerkern eine Urkunde entgegennehmen, die seinen Erfolg im Leistungswettbewerb der Handwerksjugend bestätigte. Die Arbeit, ein Tremulat, fand die Anerkennung einer gestrengen Jury. Mit dem Landessieger wurde zugleich sein Lehrmeister, Orgelbaumeister Josef Reiser, geehrt.

Im Betrieb war der Schwager bzw. Onkel Alois Angele jahrzehntelang tätig, bis er seine tatkräftige und zuverlässige Mitarbeit aus alters- und gesundheitlichen Gründen beenden mußte.

In Bad Waldsee blühte schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Fabrikation von Blasinstrumenten, wie Flöten, Pfeifen usw. Kardinal Luigi d'Aragnone bestellte auf der Durchreise 1517 in Waldsee solche Instrumente, die dort in vortrefflicher Weise hergestellt wurden. Unter dem 5. Juli 1518 wies Kaiser Maximilian I. den Johann Lukas Harber, Probst des Chorherrenstifts zu Waldsee, an, „dem Hannsen Rauchen, Orgelmeister von Waldsee, 300 rheinische Gulden auszuzahlen auf 2 Positive, der ains er uns überantwortet hat, und das ander zu seiner Zeit nicht antworten soll“.

In Biberach waren auch Instrumentenbauer ansässig

Ein Geigenbauer Georg Jakob Epple starb hier 1825, 76 Jahr alt. Sein Sohn Jakob, von Beruf ebenfalls Geigenbauer, folgte ihm 1831 im Alter von 51 Jahren im Tode nach.

Säckler Kick, der Vater des späteren Musikdirektors und Organisten (Jakob) Friedrich Kick (1795 — 1882), war zugleich Musikalien- und Instrumentenhändler.

Musiklehrer Wittlinger brachte 1840 seine Musikalienhandlung in empfehlende Erinnerung. Sein Vater, Wundarzt Wittlinger, war mit der ältesten Tochter des Musikdirektors Justin Heinrich Knecht (1752 — 1817) verheiratet.

Im Jahre 1860 empfiehlt sich Instrumentenmacher Anton Sprenger. Er stammte aus Mittenwald, wo seit Jahrhunderten alteingesessene Instrumentenbauerfamilien das Handwerk ihrer Ahnen ausübten. Sprenger feierte 1861 im „Bad Jordan“ seine Hochzeit mit Eleonore Geier aus Erolzheim. Bei ihm vermutlich war beschäftigt der ledige Instrumentenmacher Theodor Gutermann, der 1865 nach Österreich auswanderte.

Weiter zu erwähnen ist der 1874 im Alter von 31 Jahren verschiedene Instrumentenmacher Franz Ersing, Sohn des Glasers Thaddäus Ersing. Erinnert sei auch an Oberlehrer Karl Schnell

(† 1922), dessen Lieblingsbeschäftigung in freien Stunden der Ausbesserung schadhafter Musikinstrumente galt. Aus neuerer Zeit läßt sich nennen der aus Greßnitz in Böhmen stammende Instrumentenmacher Ernst Meinel († 1933, 38 Jahre alt).

Aber auch des letzten Geigenbauers Gottlieb Späth, der in Biberach am 8. März 1955 im Alter von über 71 Jahren verstorben ist, soll gedacht sein. In seiner einsamen Werkstatt im Hinterhaus der Stadtbäckerei Forster (Schadenhofstraße 11) wurde er schwerkrank aufgefunden. Die Krankenhausbehandlung konnte ihm leider keine Hilfe mehr bringen. Trotz seines stillen, bescheidenen Wesens hatte der Verstorbene manchen Freund der Violine. Auch die musikalische Jugend war bei ihm oft zu Gast und lauschte seinen Erklärungen. Einsam nahm der verwitwete Verstorbene Abschied von der Stätte seines Wirkens.

Zuletzt sei die Instrumentenmacher-Dynastie Sandherr in Laupheim in Erinnerung gebracht, über die die „Schwäbische Zeitung“ in Nr. 75 vom 30. März 1961 nähere Einzelheiten enthält.

Abschließend möge durch diese Zeilen auch das Gedächtnis an einen geschätzten Künstler fort-

leben, nämlich an Apotheker und Geigenbauer Gustav Edel in der Nachbarstadt Saulgau, wo er 1860 als zweitältester Sohn des Buchdruckereibesitzers und Verlegers Wilhelm Edel geboren wurde und daselbst 1952 im 93. Lebensjahr verschied. Von der Mitte der fünfziger Jahre an widmete er sich mit Feingefühl der Kunst des Geigenbaues, die er bis zum Lebensende ausübte. Er baute seine Instrumente nach den Grundsätzen des Stradivari († 1737), aber auch nach eigener Erkenntnis, so daß sich die Instrumente durch Formschönheit, reiche Klangfülle und den Glanz eines edlen, weittragenden Tones in allen Lagen auszeichnen. Edel-Geigen gelten als bevorzugte Meisterwerke.

Eine Broschüre vom Oktober 1925 mit dem Bildnis des Meisters in seiner Werkstatt enthält zusammengefaßte Urteile sachverständiger Persönlichkeiten, u. a. auch des Biberacher Musikdirektors Ferdinand Buttschardt. Als Musikpädagoge hat sich Apotheker Edel ebenso verdient gemacht. Manch junger Violinspieler ging durch seine Schule. Der Künstler war auch dem deutschen Lied zugetan. Über 60 Jahre hatte er dem Liederkränz Saulgau, zuletzt als dessen Ehrenvorstand, angehört. Beim Bezirkssängerfest in Saulgau war ihm als dem ältesten Sänger des Oberschwabengaus herzliche Ehrung zuteil geworden.
Eugen Eisele

Postgeschichte aus dem oberschwäbischen Raum

Botengänger und Reitpost im Mittelalter — Verbindungen von Oberschwaben bis Rom und Neapel

Nach den im frühen Mittelalter sehr bescheidenen Anfängen eines Nachrichtenverkehrs in Form der verschiedenen Arten von Botenwesen und der Kurierdienste der entsprechenden Herrscher, besonders unter den Karolingern im 8. Jahrhundert, wurde das Bedürfnis nach einem geregelten Nachrichtenaustausch immer größer. Kriege und andere Wirrnisse ließen eine Weiterentwicklung jedoch nicht zu. Neben den gerade in unserem Raum sehr gut entwickelten Klosterbotendiensten entwickelte sich das landesherrliche und das freie städtische Botenwesen. Da die Zahl der Landesherrn sehr groß war, entstanden ausgedehnte Boteneinrichtungen. Die Boten unterstanden der Aufsicht ihrer Obrigkeit, d. h. der Landesherrn oder der Städte. Sie wurden durch den Boten-Eid zur Wahrung des Briefgeheimnisses und zur soweit als möglichen Pünktlichkeit ihres Dienstes verpflichtet. Sie waren mit dem Botenpaß ausgestattet und hatten ein Anrecht, in der Ausübung ihres Botendienstes nicht gehindert zu werden und waren unverletzlich.

Trotzdem war es kein leichter Dienst, da immer wieder Überfälle vorkamen. Weite Strecken wurden zu Pferde zurückgelegt ohne entsprechende Pferde-Wechselstellen, die erst viel später eingerichtet wurden. Eine der ältesten Urkunden über das Bestehen einer derartigen Boteneinrichtung stammt aus Rottenburg am Neckar aus dem Jahre 1420. Neben den angeführten Boteneinrichtungen gab es zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert die Universitätsboten und die sogenannten Metzgerposten. Die städtischen bzw. reichsstädtischen Boteneinrichtungen waren schon gemeinnützig und enthielten den Keim für das heutige Postwesen.

Dieser Botendienst stand schon im Mittelalter in hoher Blüte und war bedingt durch den regen Handelsverkehr der Städte untereinander. Unter diesen Städten ragten Ulm, Heilbronn, Augsburg, Nürnberg und Straßburg hervor. Unter Herzog Friedrich I. (um 1600) hatten die Botenkurse schon regelmäßige Abgangs- und Ankunftszeiten. Damals gab es von Stuttgart, d. h. der damaligen Zentrale in Bad Cannstatt, bereits fünf Botenkurse: 1. über die Alb nach Blaubeuren und Riedlingen, 2. über Maulbronn nach Speyer, 3. über Oberkirch nach Straßburg, 4. durch das Remstal nach Ellwangen und Ansbach und 5. über Hirsau nach Herrenalb mit Anschluß nach Straßburg. Nicht unerwähnt sollen auch die Botenwege nach dem Süden, wie von Ulm durch Tirol nach Venedig, oder über Memmingen, Lindau, Splügen, Chiavenna nach Mailand und über Radolfzell, Zürich, St. Gotthard nach Mailand und Genua, bleiben. In dieser Zeit (im Jahre 1680) erhielt Biberach den ersten Anschluß an die Reitpost von Ulm — Laupheim — Biberach — Waldsee — Ravensburg — Tettngang nach Lindau.

Wie Ulm im Süden, so bestanden im Norden von Heilbronn aus Verbindungen nach Mergentheim — Rothenburg ob d. Tauber und weiter nach Nürnberg. Der Nürnberger Handelsverkehr — Nürnberg war damals ein großer Umschlagplatz — ging umgekehrt die gleichen Wege, denn von fest ausgebauten Straßen konnte damals nicht die Rede sein. Da die wichtigsten durch Württemberg führenden Verkehrswege Cannstatt kreuzten, befanden sich hier schon im 15. Jahrhundert Botengänger und reitende Boten. Aus dieser Zeit stammt auch ein Boteneid, wie ihn

die reichsstädtischen Boten zu Reutlingen zu leisten hatten. Zur Sicherung der Verkehrswege war ein Geleitdienst eingerichtet, den die Reichsstädte mit den Landesherrn, deren Gebiet durchfahren wurde, gegen Bezahlung abschlossen und diesen oft sehr erhebliche Einnahmen brachten. Zusammenfassend kann man sagen, daß in Württemberg durch die genannten drei Botenwesen, die im Lauf der Zeit versuchten, ihre Posten aufeinander abzustimmen, ein sehr gut funktionierendes Nachrichtenwesen bestand, daß aber eine Zentralisierung fehlte.

Neuzeit brachte Zentralisationsbestrebungen

Als dann mit dem Beginn der Neuzeit, der Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Entdeckungen neuer Überseewege, viele neue Handelsrouten und Handelsplätze entstanden, stellte sich wohl das Verlangen nach einer Zusammenfassung der zersplitterten Verkehrseinrichtungen ein, jedoch erkannte der Staat diese Aufgabe nicht. Ausländer waren es, die Herren von Taxis, die versuchten, diese Aufgabe zu meistern. Franz von Taxis, zu dessen 450. Todestag die Deutsche Bundespost am 3. Juni dieses Jahres eine sehr ansprechende Sondermarke herausbrachte, ergriff die Initiative und zeichnete als erster für die durchgehende Post-Fahrverbindung zwischen dem Hofe Maximilians I. in Wien und dem seines Sohnes Philipp in Brüssel verantwortlich. Die Taxis, ein aus der Landschaft Bergamo stammendes lombardisches Geschlecht, erstmals 1117 urkundlich erwähnt, hatten bzw. haben somit das Privileg, die erste Europäische Verkehrseinrichtung aufgebaut zu haben. Nach dieser Einrichtung, dem Verkehrsweg von Wien nach Brüssel, die etwa um das Jahr 1500 fällt, wurden durch Abkommen von 1504 diese Wege, d. h. regelmäßig fahrende Posten, nach Frankreich und Spanien erweitert. Ab 1516 liefen diese Posten auch nach Verona, Rom und Neapel.

Es gelang Franz von Taxis in kürzester Zeit, das Abkommen durchzuführen und Reit- und auch Fahrposten zu dem jeweiligen Aufenthaltsort des Kaisers einzurichten. Für den Weg von Brüssel nach Innsbruck wurden im Sommer 5 1/2 und im Winter 6 1/2 Tage benötigt. Auf Verlangen des Königs Karl von Spanien wurde 1516 eine weitere Beschleunigung von 12 Stunden erreicht,

1680 Thurn und Taxis'sches Postamt Biberach

Während des 30jährigen Krieges wurden die herzoglichen Verkehrseinrichtungen nahezu völlig vernichtet. Nach dem Krieg, in dem die Metzgerposten kurz zur Blüte kamen, erweiterten die Taxis die Postkurse und Postämter. Dem Herzog von Württemberg räumte er Portofreiheit für herzogliche Schreiben ein. Im Zuge dieser Entwicklung wurde im Jahre 1680 zusammen mit Ulm, Laupheim, Waldsee, Ravensburg, Tettngang, Ehingen, Riedlingen, Mengen und Stockach auch in Biberach von Thurn-Taxis ein Postamt mit einer Reitpost gegründet. Diese Einrichtung richtete sich aber hauptsächlich gegen eine noch laufende Botenverbindung der Kaufmannschaften von St. Gallen und Nürnberg, die bis dahin regelmäßig ein- oder zweimal wöchentlich verkehrten. Der 1680 durch unsere freie Reichsstadt ein-

was bei den damaligen Straßenverhältnissen als respektable Leistung angesehen werden muß. Das gelang ihm dadurch, daß er auf der Strecke Wien, bzw. Innsbruck — Brüssel, die Postlager vermehrte, in möglichst gleichen Abständen ausgeruhete Pferde bereit hielt, so daß bei Tag und Nacht eine ununterbrochene Beförderung durchgeführt werden konnte. Der Weg dieser Reitpost — und später auch Fahrpost — führte auch durch Württemberg. Herzog Ulrich genehmigte die Durchreise, ohne allerdings einen Staatsvertrag abzuschließen. Die Poststraße von den Niederlanden her erreichte 1 1/2 km westlich Knittlingen das Herzogtum, führte weiter nach Enzweihingen, Zazzenhausen über die hölzerne Neckarbrücke nach Cannstatt, dann über Rüdern an Eßlingen vorbei nach Plochingen. Von hier nach Ebersbach und Göppingen. Zwischen Eisingen und Süssen verließ sie das Herzogtum.

In Knittlingen, Enzweihingen, das erst 1533 zu Württemberg kam, Cannstatt und Ebersbach wurden Poststationen zunächst mit je einem Pferd eingerichtet. Die vier Poststationen unterstanden den Postmeistern von Augsburg, die es verstanden, sich das Wohlwollen der Herzöge Ulrich und Christoph durch schnelle Übermittlung von Nachrichten von fürstlichen Höfen zu sichern. Anfangs diente diese Posteinrichtung nur den Interessen der Fürsten. Kaiser Karl V. gestattet der in „Reichspost“ umbenannten Einrichtung auch die Beförderung von Privatbriefen und Personen, was für die Kaufleute von großem Vorteil war. Natürlich ließ sich Taxis dafür auch entsprechend bezahlen. Trotzdem kamen die Taxis zeitweilig in Zahlungsschwierigkeiten, so daß die württembergischen Posthalter Forderungen von insgesamt 6000 Gulden hatten. Erst in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts kam wieder Ordnung in das Postwesen. 1595 wurde Leonhard von Taxis zum Generalpostmeister im Deutschen Reich ernannt und nach Festsetzung einer allgemeinen Postordnung wurde im Jahre 1597 das Postwesen zum kaiserlichen Regal erklärt. Kaiser Mathias übertrug 1615 dem Lamoral von Taxis und seinen Erben das Reichsgeneral-Postmeisteramt nach Erhebung zum Reichsgrafen, als Lehen. Als Kaiserliche Reichspost gelangte die Taxis'sche Post zu neuer Blüte und breitete sich trotz der Neugründung einer Reihe von Landesposten immer mehr aus.

gerichtete Reitkurs, ursprünglich nur einmal wöchentlich, wurde ab 1744 zu einer täglichen Einrichtung. Ein weiterer Reitkurs von Ulm nach Meersburg berührte ab 1711 Biberach. Neben diesen Thurn-Taxis'schen Reichspostkursen bestand in der Zeit von 1770 bis 1777 ein Vorderösterreichischer Postkurs einmal wöchentlich von Bregenz über Krefeld, Waldsee, Warthausen, nach Günzburg, mit Nebenlinie nach Ehingen.

Die andauernden Streitigkeiten zwischen der Kaiserlichen Reichspost und der Vorderösterreichischen Post in den vorderösterreichischen Landen wurden durch einen am 1. März 1777 abgeschlossenen Postvertrag beseitigt. Er bestimmte u. a., daß Fürst Carl Anselm von Taxis und dessen Nachkommen die Administration der

Posten in sämtlichen „Österreichischen Vorlanden“ ab 1. April 1777 auf die Dauer von 20 Jahren erhalten sollten. Da die Rechnungsführung der Kaiserlichen Reichsposten und der Vorderösterreichischen Pachtposten getrennt erfolgte, finden sich in manchen Orten beide Postanstalten nebeneinander. Für Biberach war die nächste vorderösterreichische Poststation in Warthausen eingerichtet.

Poststempel der Kaiserlichen Reichspost

Der oben genannte Vertrag von 1777 wurde 1797 infolge der Koalitionskriege — in diese Zeit fällt auch die erste Schlacht bei Biberach — stillschweigend verlängert. Durch den Pariser Vertrag vom 20. Mai 1802 verloren die Reichsstädte, und damit auch Biberach, ihre Reichsunmittelbarkeit, und Biberach wurde der Markgrafschaft Baden zugeteilt. Nach Beendigung des 3. Koalitionskrieges wurde Biberach von Württemberg gegen die an Baden gegebene Stadt Villingen eingetauscht und somit auch die vorderösterreichischen Posten aufgehoben. Im Gegensatz zu der Vorderösterreichischen Post, die keine Stempelabdrucke auf ihren Postsachen anbrachte, kann man mit Beginn der Kaiserlichen Reichspost, und zwar für Biberach erstmalig in den Jahren 1784—1785, Poststempel feststellen. 1796, nach dem Friedensschluß zwischen Frankreich und dem schwäbischen Kreis, wurde der „Rayon“-Stempel „R. 3. BIBERACH“, eingeführt. Durch einen Postvertrag zwischen den Taxis und Frankreich

wurde zur gegenseitigen Portoabrechnung Frankreich in fünf und Deutschland in vier Zonen, „rayons“, eingeteilt. Mit Übernahme der 1806 aufgelösten Reichspost in unserem Raume durch

die Württembergische Landespost, bzw. Staatspost, wurde ab 1. Januar 1806 der 1. Württembergische König, der frühere Kurfürst Friedrich, oberster Postherr.

1807 erhielt Biberach ein neues Oberpostamt

Nachdem Biberach durch Amtsübernahme am 25. Oktober 1806 württembergisch geworden war, wurde hier am 1. Juli 1807 der erste württembergische Oberpostmann eingesetzt und am 19. Juni 1807 wohl gleichzeitig ein neues Oberpostamt eingerichtet. Wenn wir einen Blick auf unsere Nachbarstädte richten, so wurde in Ochsenhausen bereits im Jahre 1741—1743 ein Postamt eingerichtet. Der zweimal wöchentlich ausgeführte Reitkurs von Biberach nach Memmingen hatte in der Beförderung von Briefen, besonders durch die Abtei, regen Zuspruch. Bereits 1711 kam es zur Einrichtung des Wurzacher Postamtes. Es war wichtige Relais-Station des Reitkurses Memmingen — Wurzach — Ravensburg — oder „Rabenspur in Schwaben“, wie es damals postalisch hieß —, nach Lindau. Eine sehr wichtige fahrende Postverbindung berührte ab 1781 Wurzach, nämlich die Strecke Augsburg — Schaffhausen. Auch das Postamt Buchau — jetzt Bad Buchau — fällt mit seiner Gründung (1804) in eine unruhige Zeit. Der Postkurs Ravensburg — Altshausen — Biberach, führte damals über Buchau. Seit Mai 1807 hatte Biberach eine direkte

Fahrverbindung, d. h. Postwagenkurs mit Stuttgart, die später bis Friedrichshafen, mit Anschlüssen nach der Schweiz und Ober-Italien ausgedehnt wurde. Diese Postwagenverbindung Stuttgart — Biberach wurde ab 1. 6. 1840 sogar zweimal täglich bedient. Inzwischen hatten sich die Straßenverhältnisse auch etwas gebessert, so daß die Fahrzeiten von Stuttgart nach Biberach 12 1/2 Stunden und von Biberach nach Friedrichshafen 8 Stunden betragen. Bereits neun Jahre später, am 26. Mai 1849, brauste der erste Dampfzug von Ravensburg nach Biberach, welche Strecke wieder ein Jahr später bis Friedrichshafen und Heilbronn verlängert war. Damit war, wenigstens auf den Hauptstrecken, das Ende der Zeit der Pferde-Posten gekommen und im Jahre 1851 wurde in Biberach der Postdienst mit dem Eisenbahndienst vereinigt. Bisher hatte das seit 1810 durch Verlegung des Ober-Postamtes nach Ulm wieder als einfaches Postamt bezeichnete Amt seinen Sitz im jetzigen Amtsgerichtsgebäude am alten Postplatz. Seit 1851 war die Post im alten Bahnhofgebäude untergebracht, wo sie bis 1886 blieb. Dr. Illchmann

„Newe Chorographia und Historia Teutscher Nation“

Das Werk des bedeutenden Biberachers Jacobus Schopper aus dem 16. Jahrhundert

Unter den zahlreichen Zeugnissen bedeutender Biberacher Bürger dürfte ein bemerkenswertes Werk fast völlig in Vergessenheit geraten sein: die „Newe Chorographia und Historia Teutscher Nation“ des Biberacher Pfarrers Jacobus Schopper aus dem Jahre 1582. Es ist die Zeit des wiedererwachten forschenden Gelehrtengeistes, der seine Erkenntnisse mit Hilfe des nicht allzulange vorher erfundenen Buchdruckes allgemein bekannt und zugänglich machen möchte. Allein auf dem Wissensgebiet der Geographie und Geschichte erscheinen in kurzer Folge verschiedene namhafte Werke, wie zum Beispiel 1493 Schedels „Weltchronik“, 1544 Sebastian Münsters „Cosmographia universalis“, 1570 Abraham Ortelius „Theatrum orbis terrarum“, 1572 das „Theatrum urbium“ von Braun und Hogenberg und so fort bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts mit den Chroniken Dilichs (1605) und Zeiller-Merians (1642—1688).

Der Autor, dessen Werk wir betrachten wollen, fühlte sich zur Herausgabe seines Buches veranlaßt, weil es dem bereits erwähnten Kosmographen Seb. Münster „in seiner Cosmographia mit möglich gewesen, alle Orte im Teutschlande zu erkundigen“. Schopper hat es „nit für unrecht gehalten, das jemand dasjenige, was er (Münster) noch nit besonders beschreiben, auch an den Tag gebe“.

Ein Exemplar der Schopperschen Chorographia aus dem Jahre der Erstausgabe befindet sich in meinem Besitz, wohin es nach sicherlich recht abenteuerlichen Wegen durch fast vier Jahrhunderte gelangt sein mag. Die äußere Gestalt des Buches (40; XIV; 880) läßt bereits ein selten gut und vollständig erhaltenes bibliophiles Stück erkennen. Sein Haupttitel ist in der Art der Buchgestaltung der damaligen Zeit reich verziert und vielfach gegliedert. Die Titelbilder zu den einzelnen Teilen der Chorographia gestaltete Jost Ammann (1539—1591), der bekannte Holzschnitt-illustrator der „Bilderbibel“ (1564—1579) und Hans Sachsens „Beschreibung aller Städte mit Reimen“ (1568). Seine Initialen JA sind auf dem mittleren Rollwerk unter der Angabe von Druckort und -jahr zu finden. (Möglicherweise hat sogar Ammann die Titelholzschnitte eigens für die Chorographia gefertigt, da er auch neben Tobias Stimmer (1539—1584) eine große Zahl Titel- und Illustrationsholzschnitte für die bei Sigmund Feyerabend in Frankfurt während des 16. Jahrhunderts erschienenen Bücher schuf.) Es sprechen dafür sowohl die abgebildeten Figuren, die in naher Beziehung zum Inhalt stehen, als auch der recht saubere Abdruck bei den einzelnen Titelblättern.

Bekanntlich hat man in der späteren Verfallszeit der Buchausgestaltung häufig die vorhandenen Holzschnittstücke oder Kupferstichplatten auch ohne Zusammenhang mit dem eigentlichen Inhalt des betreffenden Buches durch Jahrhunderte hindurch immer wieder bis zur völligen Abnutzung und Unkenntlichkeit der Darstellungen verwendet. Den Schluß des Bandes der Chorographia zierte die Druckermarken des Sigmund Feyerabend, dessen Verlag in Frankfurt am Main zu den führenden in Deutschland während des 15. und 16. Jahrhunderts gehörte. Sein Verlagsignet war die allegorische Darstellung der „Fama“.

Im Anschluß an die „Chorographia“ ist die deutsche Übersetzung einer über 200seitigen „Beschreibung der Niederlande“ beigegeben, die aus der Feder des Florentiner Gelehrten Ludovico Guicciardini stammt und 1566 zu Antorf (Antwerpen) erstmals gedruckt wurde. Näher auf dieses, die Schoppersche Chorographia sinnvoll ergänzende Werk einzugehen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wiewohl eine Gegenüberstellung der beiden Beschreibungen äußerst reizvoll wäre.



Dem eigentlichen Inhalt der „Chorographia“, der in drei Hauptteile gegliedert ist — in Historia naturalis, Historia rerum gestarum und Historia ecclesiastica — vorangestellt sind Widmungen des Autors an seinen Landesherren, Lobgedichte der Universitätslehrer und -kollegen Schoppers auf die Chorographia in Latein, Griechisch und Deutsch sowie endlich „Summa oder Inhalt dieses Buchs“. Bevor Schopper im ersten Teil, der Historia naturalis, in Form eines Dialogs die Geschichte „von der Teutschen Ursprung Gesprächs weiß behandelt“, gibt er eine Aufstellung über die „Bücher und Scribenten, aus welchen diese Histori sonderlich gezogen“. An dieser Stelle bereits sieht sich Schopper großen Schwierigkeiten gegenüber, denn die „uralten Teutsche Sachen sind gar wenig und unfließig beschreiben worden“, und er muß, von den dürftigen und teilweise recht kolportagehaften römischen Schreibern abgesehen, sehr viele Chronisten des Mittelalters und seiner Zeit heranziehen, um zu

einer möglichst lückenlosen Gestaltung zu kommen. In zehn Kapiteln gibt der Biberacher Magister ein lebendiges Bild des „Teutschlandes“ mit Beschreibungen des Klimas, der Fruchtbarkeit, Heilquellen, Bodenschätze und der Topographie. Herkunft und Wanderungen der deutschen Stämme werden ausführlich dargestellt, wenn auch nicht immer frei von Vermengungen mit sagenhaften Begebenheiten. Mit einer umfangreichen Aufstellung „von des Teutschlandes Ländern und Stätten etc.“ schließt der erste Teil.

Im „andern Theil“ der Chorographia werden die Bräuche und Sitten der Deutschen von alters her behandelt. Ihr Verhalten in Krieg und Frieden, in Erziehung, Politik und Rechtsprechung werden mittels zahlreicher Beispiele beschrieben. Die Etymologie deutscher Personen- und Städtenamen wird ebenso eingehend betrachtet wie die Sitten in Bekleidung und Haartrachten. Unter den Tugenden der Alten ist an Hand zahlreicher Beispiele aus alten Scribenten die Gastfreundschaft und die Tapferkeit hoch gerühmt worden, woran in den Augen des Magisters auch das althergebrachte Vorurteil der Völker, stets ihre Nachbarn aus Furcht oder Dummheit als Barbaren zu bezeichnen, nichts ändert.

Nach zwei weiteren Kapiteln, die das Aufkommen des römischen Kaisertums und die Einrichtung fürstlicher Würden und Ämter zum Gegenstand haben, kommt Schopper auf die Erfindungen der alten Deutschen zu sprechen. Man ist überrascht, wie wenig man sich damals in Deutschland seiner großen Künstler und Geister bewußt war, finden doch weder Hans Sachs noch Dürer Erwähnung. Verständlicherweise stehen die Auslassungen über die noch junge Kunst des Buchdruckes mit beweglichen Lettern stark im Vordergrund. Im letzten Kapitel des zweiten Teils kommen der „alten Teutschen Laster, Fehl und Mängel“ zur Betrachtung und man stellt mit Beklemmung fest, daß bereits vor vierhundert Jahren der Hang zur Maßlosigkeit und die durch Wohlthaten von Ursupatoren oder Eroberern leicht zu erreichende Gefügigkeit der Deutschen zu deren wohlbekanntem Lastern gehörten.

„Historia ecclesiastica“ ist der dritte Teil überschrieben, in welchem Schopper, dem Hauptanliegen der Reformationszeit folgend, den Weg der „uralten Teutschen“ durch Heidentum und Abgötterei zum christlichen Glauben unter dem Papsttum bis zur Reformation aufzeigt. Die Vorgeschichte der Reformation findet in ihm als Theologen einen sachkundigen Betrachter. Die Ereignisse sind für ihn noch so zeitnah, daß er viele Streitschriften, Protokolle und Thesen im Originalinhalt wiedergibt.

Von den Auseinandersetzungen mit den Wiedertäufern Schwenkfeld, Carlstadt und Müntzer bis zu den Niederschriften über das Marburger Religionsgespräch 1529, den Oberländischen Convent 1536 zum Augsburger Bekenntnis 1555 ist ausführlich und unter Aufzählung sämtlicher beteiligter Theologen, Fürsten und Herren berichtet. Die Geschichte der Bistümer und Stifte Deutschlands ist der Inhalt der beiden letzten Kapitel, worin man zum großen Teil recht aufschlußreiche Aufstellungen über die regierenden Bischöfe und Äbte finden kann.

Aus dem gesamten Inhalt der Chorographia ist immer wieder des Autors Einstellung zu spüren, daß „alles aus Gottes Hand kömpt und zu ihm hin leitet“. Wir heutigen Leser können wohl mit Beschämung feststellen, daß hier noch eine tiefverwurzelte, echte und unaufdringliche, weil selbstverständliche Frömmigkeit lebt, aus der heraus der Mensch vergangener Jahrhunderte sein Schicksal tragen konnte. Man stellte bei der Lektüre außerdem überrascht fest, wieweit im 16. Jahrhundert die Kenntnisse in den einzelnen Wissensgebieten schon reichten, und man mag bei der „historia moralis“ den erschütternd geringen ethischen Fortschritt erkennen, den die Menschheit zahlloser hochtrabender Programme und Reden innerhalb von vierhundert Jahren gemacht hat.

Der Autor ist in Biberach an der Riss zu Hause. Er erwähnt die Stadt als „seyn Vatterland“ wiederholt in der Chorographie und widmet ihr eine ausführliche Beschreibung (SS 197—200). Er wurde am 1. November 1545 als Sohn des Pfarrers Jacobus Schopper (1521—1547) geboren, besuchte die Schule in Biberach und anschließend das Gymnasium in Memmingen. Als Student finden wir ihn in Tübingen, wo er 1561 den Magistertitel erwirbt. 1566 wird er von Tübingen nach Biberach als Abendprediger berufen. Hier muß man ihn, der als tüchtiger Pfarrer sehr geschätzt wurde, neun Jahre später aus diesen Diensten „wiewohl sehr ungern“ entlassen, weil er in übereifrigem Einsatz für die Sache der Reformation anscheinend Mißfallen erregt hatte.

Am Gutenzeller Ursprungsbach

Ehemalige Klostermahlmühle besteht seit 250 Jahren

Droben, hinter der romantischen alten Hammerschmiede von Gutenzell, wo im schattigen Eschenhang der Berg die Quelle freigibt, beginnt der „Ursprung- oder Mühlbach“ seinen kurzen Lauf herunter zur Rot. Nach diesem ergiebig fließenden „ursprung“ am Talrand mögen wohl auch jene frommen Frauen aus adeligem Geschlecht zuerst gesucht haben, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts hierher gekommen sind, um im unerschlossenen nassen Erlengrund zu roden und zu Ehren von St. Cosmas und St. Damian (hier wohl zunächst als die Heiligen des einsamen Betens und Fastens oder als Fürsprecher bei einer Epidemie erwählt) ihre einfachen Zellen zu errichten.

Denkbar, daß diese erste — sicher recht bescheiden aus dem Holz der umliegenden Wälder erstellte — klösterliche Ansiedlung, die vorzisterziensische „Cella Dei“, noch weiter oben bei der Quelle lag und erst die mit der päpstlichen Anerkennung von 1238 dem strengen Schema aller Zisterzienseranlagen verpflichteten massiveren und ausgedehnteren Bauten mehr Platz und damit ein Ausweichen auf inzwischen freigelegte „Neubrücke“ an der Rot erforderlich machten. Dies würde auch den Sinngehalt der uns überlieferten Legende erschließen, die für den Bau des Klosters im Talgrund auf ihre Art (. . . in wundersamer Weise sei den schlafenden Handwerkern nachts jeweils das Baumaterial vom auserwählten, höher gelegenen Ort ins Tal entführt worden . . .) die Bestätigung sucht.

Hier wie dort in den engeren Lebensraum der klösterlichen Gemeinschaft mit einbezogen aber blieb von Anfang an und durch alle Jahrhunderte (sogar den großen baulichen Erneuerungen und Erweiterungen nach dem bisher nicht vermerkten Brand von 1522 und nach den Zerstörungen des 30jährigen Krieges durch zweimalige künstliche Verlegung des Wasserlaufes gegen Süden folgend) der Bach, das älteste und wichtigste „Bannwasser“ des ehem. Klosters. War doch auch hier, wo gottergebene, fleißige Zisterzienserinnen sich nach ihrer Ordensregel in allem selbst versorgten (. . . Monasterium ita debet construi, ut omnia necessaria, id est aqua molendinum, hortum, pistrinum vel artes diversae intra monasterium exercentur . . .) fordert schon die grundlegende Regel des hl. Benedikt nichts so unentbehrlich, wie gerade das Wasser: Beim klarem Quell in handgefertigte Eichenrohre gefaßt, fand es seinen Weg herunter zum täglichen Gebrauch im Klosterbau oder trieb aus der Kraft des freien Laufes jene Mühlen, die sägend, hämmernd und mahlend zu wichtigen Helfern in der Eigenversorgung des Klosters und seiner Untertanen geworden sind.

Von den drei Mühlen am Ursprungsbach hat eine, die am sog. „Wasserfall“ (hinter dem heutigen Gutshof der EVS) gelegene Sägemühle und Ölstampfe schon das Ende des Gutenzeller Klosters bei der Säkularisation nicht mehr erlebt. Ein Jahr zuvor — 1802 — war sie zum zweiten Male innerhalb kurzer Zeit (erster Brand am 22. Oktober 1792) in Schutt und Asche gefallen. Daraufhin beschlossen Äbtissin und Convent — wohl schon um die bevorstehende Aufhebung des Klosters wissend — die Säge nicht mehr auf eigene Kosten und in unmittelbarer Nähe der

Schopper verlegt seine Tätigkeit nach Hornbach im Zweibrüchen, wo er 1576 als erster Pfarrer, Professor theologicus und Scholarch am Gymnasium wirkt. Vier Jahre später folgt er seiner Neigung zur Vertiefung der theologischen Studien und läßt sich am 19. 7. 1580 in die Matrikel der Universität Heidelberg eintragen, nachdem er am 4. 6. 1580 in die Matrikel der theologischen Fakultät aufgenommen worden war.

1581 wurde Schopper vom Kurfürsten Ludwig VI. auf die Professur für Dogmatik präsentiert, die er am 4. 6. 1581 erhielt. Im akademischen Jahr 1583 war er Dekan der theologischen Fakultät, nachdem er im Jahre zuvor zum Doctor theol. (17. 9. 1582) promoviert worden war. 1584 verläßt Schopper die Universität und wirkt in Heyden, in Ansbach und schließlich als Dekan in Lehberg. Von 1593 bis 1597 ist er als Professor und Inspektor in Amberg tätig, das er 1598 zugunsten einer Professur an der Hohen Schule zu Altdorf verläßt. Dort beschließt er am 23. 9. 1616 als Rector magnificus sein Leben.

Außer der besprochenen „Newen Chorographia“ sind aus Schoppers Feder noch erhalten: „Kommentare zu Joel und Jona“, „Fragstücke aus Doctor Luthers Catechismo“, „Sterbe-Kunst“, „Biblische Edelstein-Büchlein“ und „Predigten über Ezechiel 38 und 39“.

Abschließend sei Dr. theol. G. A. Benrath, Heidelberg, und Dekan Dieterich, Biberach, herzlich gedankt für ihre wertvollen Hinweise beim Quellenstudium. Dr. Broese, Oberhöfen

Klostermauer wieder aufbauen zu lassen. Man gestattete vielmehr dem bisherigen Sägenpächter und Zimmermeister Melchior Schilling, dieselbe von sich aus jenseits der Rot, am sog. „Otternbach“, (der den dort liegenden Weihern des Klosters, dem von der Äbtissin Walburga Gretterin — aus Biberach — 1502 am Totenbett der Abtei vermachten „Frauenweiher“ und dem „Speckweiherlein“ das Wasser von der Rot zuführte und von dem als Fastenspeise sehr geschätzten Fischotter besiedelt war) wieder zu errichten.

Schilling hatte zu jener Zeit — wie zuvor schon sein Großvater Peter und sein Vater Joseph — das später dem Förster Weiger gehörige kleine Häuschen nebst Backhaus und Wurzgärtlein bei der alten Säge zu Lehen. Das Kloster schenkte ihm dazu den Grund und Boden, dem die abgebrannte Säge gestanden, nebst dem Holzlagerplatz. Diesen Besitz an den damaligen Tafernwirt Chrysostomus Wirth gegen einen günstigen Platz am erwähnten Otternbach vertauschend, konnte Schilling schließlich dort an die Erbauung und Einrichtung der neuen Säge gehen. Er und nach ihm noch sein ältester Sohn Johann blieben zwar bis weit über die vorige Jahrhundertmitte hinaus hier tätig; dennoch fand mit ihnen die fast 1½ Jahrhunderte dauernde Tätigkeit der Schilling als „Gutenzeller Klostersäger und Zimmerleute“ ihr Ende.

Melchior's jüngerer Sohn Ignaz hatte nämlich schon Jahrzehnte vorher im nahen Schwendi Fuß gefaßt und mit dem Umtrieb des dortigen — 1823 erworbenen — Werkes, am gleichen Flußlauf wie seine Vorfahren schaffend, die Fortführung der über Jahrhunderte reichenden Schilling'schen Familientradition als Sägewerker bis herein in die Gegenwart sichergestellt. Die Gutenzeller Säge dieser Familie steht längst nicht mehr, der Otternbach aber ist der Gutenzeller Sägebach geblieben und versorgt heute noch als „kleine Rot“ das schon in zweiter Generation laufende Sägewerk Walker mit dem notwendigen Strom.

Der Posten des Müllermeisters war sehr geachtet

Der glückliche Müllermeister, der die Räder der neuen Mühle zum ersten Male in Bewegung setzen konnte, war Meistermüller Joseph Egle, der dann noch bis 1735 „ . . . ohn Anstand und zur Zufriedenheit des Closters . . .“ diesen vertrauensvollen und stets sehr geachteten Posten (der Müller stand fest in Besoldung und war unter den Handwerkern des Klosters immer an erster Stelle genannt) versehen hat.

Vergessen darf man aber auch die Frau dieses Müllers nicht. Denn sie war es, die dem 1714 zu Gutenzell heiligmäßig verstorbenen und heute viel zu wenig genannten und verehrten Schafhüterbuben Joseph Göser aus Dietsheim die 8 Jahre und 9 Monate schrecklicher Leidenszeit als Aussätziger, die er streng abgesondert von der Umwelt unter unsäglichen Schmerzen zu bringen mußte, durch aufopferungsvolle Pflege und fast mütterliche Sorge und Güte einigermaßen erträglich gemacht hat. Noch heute erinnert eine Grabplatte im nördl. Seitenschiff der Gutenzeller Kirche und ein Nachruf in der Klosterchronik an das Leiden des frommen Buben.

Die beiden anderen Wasserwerke des Klosters am Mühlenbach, die Hammermühle (auf der übrigens im 18. Jahrhundert — wie in der Klostersäge die Schilling — ebenfalls in drei Generationen hintereinander die Widmann saßen) und die alte Klostermahlmühle aber stehen noch heute. Letztere konnte jetzt — in den Jahren 1965/66 — sogar ein ganz besonderes Jubiläum feiern: Vor 250 Jahren „anno 1715 wurde“, wie die Klosterchronik berichtet, „unter Regierung der Frau Äbtissin Maria Victoria Hochwind (Anm.: sie war eine Brauerstochter aus dem bayer. Mindelheim) an Erbauung der allhiesigen Kloster Mühl der Anfang gemacht und den 3. April mit besonderer Solennität der Erste Stein gelegt . . .“.

Zum Abbruch der baufälligen alten Mühle hatte sich die äußerst tatkräftige und energische (besonders um die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters bemühte und verdiente) Äbtissin offenbar schon im Jahre 1714 entschlossen. Denn in der Ausgabe erscheint da für „Zöh-rung und Unkosten: Item wegen des Augenscheins der alten Mühl allda verzehret . . . 17fl. 35 x“. Und zu Protokoll wurde hernach genommen: „ . . . demnach ist allhiesige Mahl Mühl, welche zwar Ao. 1614 außm fundament gantz neu außerbauen, wegen schlecht geführtem gebau aber gantz ruinos und also baufällig worden, daß solche länger stehen zu laßen, die bau Verständige nit einrathen, sondern die größte Gefahr des einfallens bestehet“.

Da der örtliche Zimmermeister und Klostersäger, der vorgenannte Melchior Schilling, mit dem Umtrieb, der ihm anvertrauten Sägemühle und Ölstampfe und mit der Herbeischaffung und Aufbereitung des für den Neubau benötigten Bauholzes ohnehin zur Genüge ausgelastet war, wurde der Verding an der großgeplanten Mühle nach auswärts, an den erfahrenen Zimmerer Hans Michel zu Ochsenhausen, vergeben. Dieser erhielt: Als ausgemachten Verding 550 fl. — Xer dazu 2 Malter Roggen 11 fl. — Xer und für sich und seinen Sohn Antoni täglich das Essen 62 fl. — Xer.

Welchen Anteil an der Erstellung eines solchen Bauwerkes die Arbeit des Zimmermannes zu jener Zeit noch hatte, sieht man, wenn man den oben zergliederten Verding von 623 fl. — Kr. (= rd. 34 % der ges. Baukosten) mit dem des örtlichen Maurermeisters „Peter“ (gemeint war wohl Peter Prestele, der Schwiegervater des aus Vorarlberg stammenden Nicolaus Rief (Rueff), der 1712 als Lehrbub bei ihm eingestanden war und nach neueren Forschungen als sein Nachfolger nicht nur bei der Barockisierung der Gutenzeller Kirche im Jahre 1755, sondern auch bei bemerkenswerten Bauten der näheren und weiteren Umgebung ganz maßgeblich beteiligt gewesen sein soll) vergleicht: Prestele erhielt nämlich bei insges. 375 fl. (= nur rd. 20 % der Gesamtkosten!) im Einzelnen:

An Geld den Verding von 350 fl. — Xer dazu 3 Malter Roggen und 4 Viertel Korn 20 fl. 30 Xer, 3 Ayl. Bier (klostergebrautes) 4 fl. 30 Xer. Die benötigten Bausteine (insges. 69.436 Mauer- und 2.000 Riegelsteine sowie 16.961 Dachplatten) mußte der Ziegler von Beuren (Edelbeuren) liefern, sie stehen in der Ausgabe mit 585 fl. 54 Kr. An weiteren Kosten sind im Ausgabenbuch des Klosters 1715/16 verrechnet: Kalckh 199 fl. 21 Kr., Farben 2 fl. 40 Kr., Eisen und Draht 152 fl. 39 Kr., Mühlenzubehör 187 fl. 16 Kr., Hammerschmiede 83 fl. 24 Kr., Spengler zu Ochsenhausen 45 fl. 28 Kr., Schlosser 60 fl. — Kr., Seegmiller 33 fl. — Kr., Schreiner 56 fl. — Kr., Glaser von Dittingen 43 fl. 10 Kr., Tagelöhnerarbeiten 344 fl. 08 Kr., Bier und Branntwein 38 fl. — Kr., so daß sich der Neubau der stolzen, heute noch eindrucksvoll im alten — von der Mauer umgebenen — Klosterbezirk stehenden Mahl-mühle auf insges. 1.829 fl. — Kr. stellte.

Auf ganz andere Art und Weise war die Gutenzeller Klostermühle schon vier Jahrzehnte vor diesem denkwürdigen Ereignis in den Mittelpunkt des dörflichen Gesechens gerückt: „ . . . Den zwanzigsten Tag Monats Decembris von der gnadenreichen Geburt unseres ainzigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi gezelt im Aintausend sechshundert neun und sibenzigsten Jahr gaben sich auf besonders Betreiben des Gottshaus Meister Müllers Georg Pöckh die Ehrbare Handwercker, Schmidt, Wangner, Zimmerleith, Schreiner, Schlosser, Khiefer, Haffner, Maurer, Zuegler, Baader, Weber, Schmied und Schuemacher eine einhellige Zunft und Bruederschafts Statuten und Ordnung . . .“ und erwählten zum Zunftmeister neben dem vorhin schon genannten Klostermüller Pöckh Meister Georg Kembter, den Ziegler von Bollsberg, Meister Sebastian Alter, den Kiefer von Gutenzell und den ebenfalls von hier stammenden Schreiner Niclaus Meiländer ernannte man zu Beisitzern. Ludwig Pöllmann

(Schluß des Beitrags in der nächsten Nummer.)